

Ein Anker im Meer der Töne

Kann man über Ludwig van Beethoven noch etwas Originelles schreiben? Man kann, wie Eleonore Büning beweist

ALAIN CLAUDE SULZER

Ob sich gerade wieder ein Beethoven-Jubiläum vor uns auftürmt oder nicht: Beethoven ist immer da. Eignet er sich doch mehr als jede andere Geistesgrösse vorzüglich zur Projektions- und Interpretationsfläche. Kein anderer, nicht einmal Goethe, hat es neben dem Kriegsgott Napoleon, als dessen Antipode Beethoven gerne betrachtet wird, in Sachen Geniekult so weit gebracht wie der kleine Mann aus Bonn, der seinerseits nicht grösser gewesen sein soll als der Soldat aus Korsika – 1,62 Meter nämlich. Selbst das Format der CD hat Beethoven mitbestimmt: Der Silberling hat nicht etwa zufällig einen Durchmesser von zwölf Zentimetern, sondern weil auf einer Scheibe genau dieses Umfangs seine 9. Sinfonie Platz hat. Da sie das Lieblingswerk des an der Entwicklung der CD beteiligten Sony-Vizepräsidenten war, der die Neunte nicht gestückelt auf den Markt bringen wollte, wurde sie zum Gardemass jeder CD. So jedenfalls geht die schöne Legende.

Über Beethoven lässt sich viel und vieles schreiben; spätestens seit die Originalklang-Puristen gegen die Interpreten der intuitiven Schule auf dem Schlachtfeld Aufstellung genommen haben, kann man sich über ihn sogar streiten. Kämpferisch-revolutionär gab sich ja auch seine sinfonische Musik, die (in hörbar kleinerer Besetzung als heute meist üblich) ebenso zu seinem Markenzeichen wurde wie die Ansicht, er habe revolutionäre Gedanken gehegt. Und dies, obwohl er aufgrund zahlreicher amouröser, nicht nur platonischer Affären mit aristokratischen Fräulein auf weit intimerem Fuss mit dem Wiener Adel stand als etwa Mozart oder Haydn.

Entdeckungen

Wer auch immer ihn «für sich» reklamiert und für seine Zwecke zurechtet – ob gestrenge Theoretiker wie Adorno oder Weichspüler wie Richard Claydeman –, es gibt vieles an diesem «Originalgenie» oder «Universalcharakter», das sich dem einen wie dem anderen entzieht. Nicht zuletzt deshalb, weil den meisten der Überblick über das umfangreiche, jede wichtige Gattung umfassende Œuvre fehlt oder weil sie das wahrnehmen («Mondscheinsonate», «Eroica» und «Ode an die Freude»), das andere aber ignorieren: was vor dem «Götterfunken» geschieht etwa; oder die Tatsache, dass Beethoven im Lauf seines Lebens mit sage und schreibe dreißig Opernprojekten schwanger ging, ein «Machetho-



Der Meister aus Bonn mit festem Blick. Beethoven, wie Joseph Karl Stieler ihn sah, um 1820.

JOSEPH KARL STIELER

– siebenunddreissig Jahre vor Verdi – war auch dabei. Dass er mit der «Fernen Geliebten» nicht nur den ersten durchkomponierten Liederzyklus der Musikgeschichte schrieb, sondern über achtzig Lieder vertonte, die so gut wie nie aufgeführt werden (man kennt bestenfalls seine «Adelaide»), ist ebenfalls kaum bekannt. Als sicher gilt hingegen,

was nicht schlüssig zu beweisen ist: dass alles Gesungliche aus seiner Feder «unsängerisch» oder «spröde» sei.

Eleonore Büning, langjährige Musikredaktorin der «Zeit» und der «FAZ» und inzwischen Autorin dieser Zeitung, besitzt den Überblick über das gesamte Werk und das Talent, es bis in seine feinsten Verästelungen zu lesen, zu deu-

ten und zu vermitteln. Selbst wenn die Interpretation einzelner Sonaten oder Quartette für den Laien einmal nicht bis ins Letzte verständlich sein sollte, ist es doch ein Vergnügen, in jeder Zeile ihres neuen Beethoven-Buches auf Dinge zu stossen, die man vielleicht ahnte, denen man aber bisher nicht die nötige Aufmerksamkeit schenkte.

Kein Wunder also, dass der Leser während der Lektüre öfter nach einer im Regal ruhenden CD greift und Interpretationen vergleicht, die ihm bisher fremd waren – was die Lektüre dieses anregenden Buchs auf erfreuliche Weise in die Länge zieht. Zu erfahren, dass sich Toscanini penibel an Beethovens Metronomangaben und Vortragsbezeichnungen hielt, wird niemanden überraschen; dass auch Karajan durchaus fähig war, sich akkurat an solche Vorgaben zu halten, wird manchen in Erstaunen versetzen. So changiert dieses Buch nicht nur zwischen einzelnen Werkgruppen und Epochen, in die man Beethovens Schaffen gern einteilt, sondern auch zwischen alternativen Interpretationsstilen.

Vergnügen

«Sprechen wir über Beethoven» könnte auch schlicht «Hören wir Beethoven» heissen, denn dieser «Musikverführer» – wie der Untertitel lautet – ist das Ergebnis einer 26-teiligen Sendereihe, die die Autorin 2015 für den Rundfunk Berlin-Brandenburg geschrieben und aufgenommen hat. Diese wiederum basiert auf jahrzehntelanger Lektüre, auf Erfahrung (als Kritikerin und Jurorin), vor allem aber auf aufmerksamem Hören und intimster Kenntnis der Quellen und der Interpretationsgeschichte.

Daran teilzunehmen, wenn Büning ihr Wissen geistreich aus dem Armel schüttelt, als stünde ihr der Meister – nicht ohne jene mitunter beissende Ironie, die ihn auszeichnete – hilfreich zur Seite, ist das eigentliche Vergnügen, das einem dieses Buch bereitet. Dass auch das Biografische nicht zu kurz kommt, ohne dass von der Nachwelt konstruierten Anekdoten allzu viel Raum eingeräumt würde, rundet das Bild ab.

Über allem steht gleichwohl der Gedanke, dass Beethovens Musik, mag sie noch so komplex sein, «auch ohne Motiv-Rechenschieber direkt von Herz zu Herz gehen kann». Mit anderen Worten: Hier schreibt eine bekennende Liebhaberin für interessierte Liebhaber, nicht für Fachkollegen. Jeder Hörer könne in diesem Kosmos auf Entdeckungsreise gehen, meint die Autorin. Jeder wird fündig, das kann der Leser bezuglos. Umso besser, wenn er von einer Beethoven(ver)führerin wie Eleonore Büning durch die Tiefen und Untiefen dieses Ozeans an Noten und Ideen geleitet wird. Solange ein solcher Rettungsanker in der Nähe ist, droht kein Ertrinken im uferlosen Meer der Töne.

Eleonore Büning: Sprechen wir über Beethoven. Ein Musikverführer. Verlag Bärenwente, Salzburg und München 2018. 352 S., Fr. 35.90.

Nur weg von Europa, wo alles mit Nationalfarben beschmiert ist

Zoltán Danyi's zorniger Romanerzählung «Der Kadaverräumer» ist ein literarisches Ereignis über die Grenzen Ungarns hinaus

ILMA RAKUSA

Zoltán Danyi ist eine neue, ungewöhnliche Stimme der ungarischen Literatur. Geboren 1972 in der zu Serbien gehörenden Vojvodina, wo er heute noch lebt, betätigte er sich als Lektor, Hochschullehrer und Rosenzüchter, bevor er mit seinem Romanerzählung «Der Kadaverräumer» gleich mehrere Preise gewann.

Der makabre Titel steht für eine Verstärkung, die das ganze Buch bis in seine Eingeweide durchdringt. Sein namenloser Protagonist erlebte vor langer Zeit den Jugoslawienkrieg und blieb davon schwer traumatisiert. Grausam prägte sich ein, wie sein serbischer Vorgesetzter einen Kroaten just in dem Moment «in die Eier» schoss, als er, der «so genannten jugoslawische Ungar», sein Geschäft verrichten wollte. Seither sträuben sich Blase und Gedärme. Und dann gab es seine andere Horrorszene, als er und seine Mitkämpfer eine Kroatin vergewaltigten und diese danach mitsamt

ihrem Haus anzündeten. Aus der Hölle dieser Erinnerung weist kein Weg ins Freie. Zumal der langhärige Heilpraktiker, der Hilfe verspricht, sich als Radovan Karadzic entpuppt.

Ein Untoter geistert herum

In sieben Kapiteln, die die Zeit vor- und rückwärts laufen lassen und von der dritten Person auch mal in die erste wechseln, erzählt Danyi (häufig in erlebter Rede) von den Verstrickungen seines Antihelden und den Verwüstungen einer Gesellschaft, die «dem Tod einmal entgangen, nie mehr ganz zur Welt der Lebenden gehören wird». Das Untote geistert denn auch unheimlich herum, wenn der Protagonist eine Zeitlang Benzin über die serbisch-ungarische Grenze schmuggelt, zuerst allein, dann für die Mafia, vor allem aber wenn er als Kadaverräumer arbeitet, der mit zwei Kumpanen tagaus, tagein herumfährt und tote Füchse, Rehe, Hunde und Katzen auf sei-

nen zyanblauen Transporter lädt. – Nicht wenige Tiere sind von Grenzposten erschossen worden, aus schieferm Zeitvertrieb. Die Kadaverräumung untersteht der «Nationalen Sicherheits-, jener militärischen Sondereinheit, die zu Kriegszeiten die Höfe räumte und die getöteten Gegner in Massengräbern verscharrte. Unter den Kadavermüllstationen stinkt es nach Menschenverbrechen.

Es stinkt auch dort, wo Kriegsprofiteure in Luxusvillen am Meer Mosaiken mit dem serbischen Wappen anbringen lassen. Danyi's Held nimmt es gegen anständige Bezahlung auf sich, Mosaiksteine zu besorgen, pendelt eine Weile zwischen der Vojvodina, Budapest und Split, verliebt sich in die hübsche Celia, doch der Spuk ist bald vorbei, und die Ode hat ihn wieder. Um dem «gotterdammten Scheissleben» zu entriechen, in dem nur «die Risse und die Bruchlinien» die Dinge zusammenhalten und alles immer wieder «mit Nationalfarben beschmiert wird», träumt er von Amerika,

gelangt aber nur bis Berlin, wo er – halb verhungert und zugehörnt – in einer Klinik landet. Nach einer abenteuerlichen Flucht in Pyjamahosen schafft er es bei strömendem Regen zum Flughafen Tempelhof und realisiert, dass mit Amerika nichts ist. Also schlafend zurück nach Budapest und weiter mit dem Avala-Express nach Novi Sad, wo er sich das Stück «Turbo Paradiso» anschaut, während ihn heftige Bauchkrämpfe plagen.

Kein Heil, nirgends

Dies alles (und viel mehr) ist in einem zornig-grotesken, mitunter an Thomas Bernhard gemahnenden Appassionato erzählt, in langen, drängenden, von Terézia Mora glänzend übersetzten Satzperioden, die Danyi's grosse Musikalität beweisen. (Übrigens wollte auch sein Alter Ego ursprünglich Musiker werden.) Wiederholungen, grelle Metaphern und viel viszerales Vokabular gehören zum Stil dieser rauschhaften Prosa, die etwas ebenso

Aufwühlendes wie Verzweifeltes hat, die einen Stau auf der Budapest Andrassy-Strasse zum Anlass für einen explosiven inneren Monolog macht und Landschaften in drastisch-abgründige Szenarien verwandelt. «Bei der Dreierkreuzung fahren sie auf die alte Strasse, links und rechts folgen giftgrüne Maisfelder, und sie kommen nach wenigen Minuten an die Brücke, die Donau strudelt trübe in der Tiefe, am Ufer, halb im Schlamm versunken, stehen ausgedehnte Kühlhäuser und Waschmaschinen.»

Kein Funke einer heißen Welt weit und breit. Unter jeder Oberfläche verbirgt sich eine unheilvolle Tiefe, in die Zoltán Danyi gnadenlos hineinleuchtet. Man muss diesem Blick aushalten. Er gehört einem Schriftsteller der Sonderklasse, vor allem aber geht er uns angesichts europäischer Zerrüttung dringend an.

Zoltán Danyi: Der Kadaverräumer. Roman. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2018. 251 S., Fr. 26.90.